

Lucy van Smit

The Hurting



Als du mich gestohlen hast





Lucy van Smit

The Hurting



Als du mich gestohlen hast

Aus dem Englischen von Sophie Zeitz



Für all meine Jungs;
Nick,
Archie
und unser geliebter
Luke

*Jedoch zu opfern, was du bist, und ohne Überzeugung zu leben,
ist ein Schicksal, das schlimmer als Sterben ist.*

— Jeanne d'Arc —

Teil 1

Liebe



Ich habe ein Baby entführt.
Die Tatsache nagt an mir, als ich hoch über dem Fjord auf den Preikestolen steige. Die weiße Nacht duftet nach Fichtenharz und Vogelstimmen zirpen, aber ich bin außer Atem und bekomme kaum Luft. Meine Augen tränen wegen der kalten Bergluft. Nicht wegen der hundert Meter Nichts zwischen mir und dem Meer. Nicht wegen seines Weinens.

Ich habe ein Baby entführt.

Macht mich das zu einem schlechten Menschen?

Wahrscheinlich schon.

Ich setze die Babytrage ab, klemme sie mir zwischen die Knie und klappe den Ständer aus. Vom Gestank der vollen Windel wird mir schlecht. Als die Trage sicher auf dem flachen Felsen steht, rücke ich ihm die Fellmütze zurecht. Wie immer verliert er den blauen Schuh, und ich ziehe ihn wieder an, dann greife ich zur Kamera.

»Ich kriege das wieder hin«, verspreche ich ihm.

Aber er hört schon lange nicht mehr auf mich. Sein Wimmern wird lauter, und meine Knie schlottern wie verrückt, bis unter den

Stiefeln die Steinchen knirschen. Auf allen vieren robbe ich zur Kante und zwingen mich in den Abgrund zu sehen.

Alles dreht sich.

Hinter meinen Augen pulsiert Licht. Die violetten Wolken, der randlose Himmel, der Fjord und der Wald –, alles verschwimmt und rauscht vorbei, als säße ich in einem führerlosen Zug. Ich will, dass es aufhört. Ich bin schon zu lange auf der Flucht. Ich will, dass es endlich aufhört.

Aber die Welt dreht sich weiter. Plötzlich rutscht mir die Kamera aus der Hand. Wie in Zeitlupe fällt sie in Richtung Fjord, dann wird sie zurückgerissen. Der Riemen hat sich in meinem Quarzarmband verhakt. Uff. Wenn ich die Leica verliere, ist alles aus.

Ich krieche zurück, sehe nach, ob die Kamera noch funktioniert, und lasse den Blick über den Horizont gleiten. Norwegen ist einfach atemberaubend.

Grüne Hänge fallen wie smaragdgrüne Eisberge zum Meeresspiegel ab. Der Fjord ist so klar, dass ich bis auf den Grund sehen kann. Das kristallene Meer hat das Gras von den Bergen gepeitscht, und die nackten Felsen sehen aus wie das Gewölbe einer Unterwasser-Kathedrale. Früher habe ich das alles geliebt. Aber jetzt weiß ich, was sich da unten verbirgt.

Der Wind heult, als regte er sich über die ganze Niedertracht auf, und peitscht mir das verfilzte rote Haar in den Mund. Ich spucke aus, dann steigt mir der Gestank meiner verschwitzten Achseln in die Nase. Ich weiß, dass es oberflächlich ist, aber in diesem Zustand will ich nicht sterben. Nur noch einen Tag.

Noch einen Tag.

Das ist nicht zu viel verlangt. Oder? Einmal noch möchte ich das

Glück der kleinen Dinge erleben. Zahnpasta. Warmes Wasser. Linienbusse. Meine Familie? Ich habe mich nicht einmal verabschiedet. Ich habe ihnen nicht gesagt, dass ich sie lieb habe. Ich habe mein Leben in die Tonne getreten und es nicht einmal gemerkt.

Lerchen segeln trällernd durch die nordische Nacht. Der Singflug verschlingt ihre ganze Energie, und doch singen sie aus voller Kehle weiter. Frei von Angst. Verwegen. Verdammt. Das schwache Sonnenlicht wirft sein silbriges Tuch über den Fjord. Mitternachtssonne. Hier wird sie »schwarze Sonne« genannt.

Schwarze Sonne, schwarzer Sohn. Das passt zu ihm. Ob ich es schaffe, ihn aufzuhalten? Ja. Vielleicht. Wenn ich die Nerven behalte.

Der Wind flaut ab. Ich filme meine letzten Worte. »Ich bin Nell Lamb«, sage ich in die Kamera. »Wenn ihr das seht, bin ich tot. Seid nicht sauer. Für mich ist es viel schlimmer. Hört genau zu. Ich sterbe, damit ein Kind leben kann, aber nur, wenn ihr genau aufpasst.«

Nein. Nein. Nein. Alles klingt falsch, wie ein bescheuertes, selbstmitleidiges Snuff-Selfie. Wer soll mir glauben? Was ist, wenn ich es verbocke? Was ist, wenn mein Plan nicht funktioniert? Was ist, wenn sie ihn finden?

Bete lauter als deine Gedanken, Nell.

Ich höre die Stimme meiner Schwester so deutlich, dass ich mich fast nach ihr umdrehe. Aber es war bloß der Wind, der mir einen Streich gespielt hat. Ich stehe allein auf dem Preikestolen. Keiner wird mich retten. Keiner wird mich hören.

Ich sehe mich um und lausche der Natur. Die lila Schatten werden länger und schleichen den Pfad herauf, über moosige Steine und pfeilgerade Birken. Die Lerchen hören auf zu singen. Plötzlich richten sich meine Nackenhaare auf. Ich spüre das Rauschen einer Kraft

in der Luft, über dem Land, in den Wäldern, auf dem Felsen. Ihr Puls macht mir Angst. *Wut. Wut. Sehnsucht.* Doch ich höre bloß das Wüten und Toben in meinem eigenen Kopf.

Er ist hier.

2

Drei Monate zuvor

Mein britischer Pass hat 32 steife Seiten, und jede einzelne erzählt eine Lüge. Finster sehe ich mein altes Passfoto an. Die Zehnjährige von damals hätte mich hier rausgeboxt, aber ich bin nur noch ein Schatten meiner selbst. Mit diesen trüben Gedanken hämmere ich das Liebeslied in die Keyboard-Tasten. Das mittlere C klemmt. Ich versuche es noch mal. Lauter. Dad schreit, ich soll aufhören. Ich tue, was er sagt. Und schreibe stattdessen den Songtext an die beschlagene Scheibe – stelle mir vor, ich wäre knallhart und würde mich selbst das Fürchten lehren, wenn ich mir begegnen würde.

I won't believe in true love.

That's celebrity hype and lies.

This girl's got her eyes wide open.

I'll sing my own lies to the sky.

Der Song verläuft an der kalten Scheibe und verschwindet, wie der Rest meines Lebens.

Von unserem Haus hat man eine unglaubliche Sicht auf den Preikestolen. Aber wie soll man Liebeslieder über Fjorde schreiben? Es hilft auch nicht, dass die norwegischen Berge so überirdisch perfekt wirken, so manikürt und eingefroren, als hätten sie sich ihre Schönheit botoxen lassen. Farbe hat hier eine ganz neue Bedeutung. Es klingt vielleicht blöd, aber das Gras ist so *grün*. Sein Leuchten tut mir in den Augen weh.

Seit elf Tagen starre ich in diese Landschaft, und die elf Tage fühlen sich an wie eine Ewigkeit. Geduld, sagt mein Vater. Aber ich brauche keine norwegische Sportstunde, damit mir klar wird, dass ich nicht der Outdoor-Typ bin. Ich vermisse die schmutzigen roten Straßen von Manchester. Ich vermisse Gesichter. Gespräche.

Ich wickele ein Kaubonbon aus und werfe das Papier durchs Fenster in Richtung Preikestolen. Mir ist hier alles zu schön. Zu perfekt. Mit meinem Mist passe ich einfach nicht hierher.

Dann nehme ich mein Tagebuch und überarbeite den Song. Leise summe ich die Melodie vor mich hin. Aber sie stimmt noch nicht.

Wem mache ich was vor? Liebeslieder sind einfach nicht mein Ding. Waren sie noch nie. Liebe ist bescheuert. Das einzige Mal, als ich auch nur in die Nähe eines guten Liebeslieds kam, war nach einer ätzenden Blitz-Dosis Verknalltsein in Ted im Kirchenlager, und meine Schwester Harper hat dafür gesorgt, dass nichts daraus wurde. Sie hat gedroht, es Dad zu erzählen.

Mein Telefon pingt.

Ich sehe nach. *Nell, wehe, du lässt Harper ihre Mitleidskarte ausspielen. Steig heute Abend ins Flugzeug.*

Dom ist mein bester Freund und er ist hellsichtig, wenn es darum geht, mir Druck zu machen. Steig heute Abend ins Flugzeug? Es klingt so einfach bei ihm.

Aber immer, wenn ich an den Flug nach England und das Vorspielen denke, röhrt eine Stimme in meinem Kopf: Nein. Nein. Nein. Nein!

Auf dem Hinflug hatte das Flugzeug gewackelt, als wollte es mich vom Himmel kotzen, und die Nacht hat neongrün geleuchtet. Von den Disco-Turbulenzen habe ich jetzt noch Albträume.

Meine Schwester sagt, ich schreie im Schlaf. Harper muss mich ohrfeigen, damit ich aufwache, und ich schlage im Dunkeln zurück, weil ich immer noch träume, ich falle. Ich weiß. Ich weiß. Alle sagen, es sind bloß die Nordlichter. Aber was ist, wenn sie falschliegen? Was, wenn da oben doch noch etwas anderes ist?

Ich lösche Doms Nachricht, und Panik steigt in mir auf. Was soll ich bloß tun? Fliegen? Und wahrscheinlich vor Angst sterben. Oder bleiben?

Wenigstens kann ich hier nicht aus dem Bett fallen. Mein sogenanntes »Schlafzimmer« ist ein Bretterverschlag. Die Matratze passte nahtlos zwischen die vier Wände, und wenn ich liege, kann ich die Kiefernholzdecke berühren.

Na toll. Direkt über meinem Kopf hat eine rote Spinne ihr Netz gebaut. Ich setze mich erschrocken auf. »Dad!«, rufe ich. »Sind die Spinnen hier giftig?«

Mein Vater antwortet nicht. War ja klar. Er ist bei Harper.

Ich hole tief Luft, nehme dann einen Bleistift, wickele das Netz darum und schnicke die Spinne aus dem Fenster. Ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich sie obdachlos mache, aber ich wurde

schließlich auch von zu Hause vertrieben. Selbst wenn es bloß ein schäbiges Reihenhaus in einem hässlichen Vorort von Manchester war.

Ping. Noch eine Nachricht. *Hast du deinem Vater Bescheid gesagt?*

Nein. Natürlich habe ich meinem Vater nicht Bescheid gesagt.

Genauso wenig, wie ich Dom gesagt habe, dass sein Remix von unserem Song für das Vorspielen Mist ist. Ich höre ihn noch mal an. Da. Dieser Anstieg vor dem Refrain. Viel zu schlicht. Viel zu Pop. Ich wollte eine Ballade; eindringliche, klagende Klänge, die in Stille verhallen. Normalerweise sind Doms Remixe genial, und er weiß, was ich will, noch bevor ich es genau weiß, aber irgendwie klappt es nicht, wenn wir getrennt sind.

»Nell! Mach den Krach leiser«, schreit mein Vater. »Komm und hilf mir.«

Nie habe ich eine Minute für mich. »Gleich.«

»SOFORT.« Mein Vater ist schneller auf hundertachtzig als ein Rennfahrer. Wahrscheinlich ist er auch nicht glücklicher als ich, dass wir in Norwegen sind, aber wir müssen alle Opfer bringen, damit Harper wieder gesund wird. Unser alter Arzt meinte, in Norwegen gäbe es die besten Therapien, und bevor ich bis drei zählen konnte, hatte mein Vater mich von der Schule abgemeldet und wir landeten hier. Es ging wahnsinnig schnell.

»Ich komme ja schon«, sage ich und krieche aus meinem Verschlag ins Zimmer nebenan.

Natürlich hat Harper das einzige Zimmer bekommen, und ich gönne es ihr wirklich. Dad hat die Wände mit vierzig Großaufnahmen des Turiner Grabtuchs tapeziert, vierzimal Jesus' verschwommenes Gesicht. Und das kleine Haus war schon eng, bevor Jesus

eingezogen ist. Aber Dad geht kein Risiko ein, bis Harper gesund ist. Er hat Wunder wirkende Heiligenbilder um ihr Bett aufgehängt und Schutzengel aufgestellt, kleine Statuen mit roten Neonlämpchen an der Stelle, wo das Herz ist. Das Ganze ist finsterster Kitsch, als hätte man das Präsidium der Manchester Police mit einer Episode von *Father Ted* gekreuzt.

Meine Familie ist verrückt nach dem Zeug – Wundern, Heiligen und Engeln. Sie glauben, Gott könnte meine Schwester retten.

Hundertprozentig.

Ich glaube, Gott ist viel zu sehr damit beschäftigt, in anderen Ländern auf die Pauke zu hauen. Er hat keine Zeit für die Familie Lamb. Er redet ja nicht einmal mit mir.

In der Mitte des Sammelsuriums steht das große Bett, in dem Harper mit ihrem blauen Kopftuch liegt. Meine große Schwester ist achtzehn und von einer zarten, blassen Schönheit, die einen umhaut wie ein Schlag in den Magen, sodass man alles für sie tun will. Jedenfalls bis sie den Mund aufmacht.

Ich ziehe mir die schwarze Mütze über die Ohren und lächele sie albern an. »Ich habe die Monsterspinne selbst erledigt. Ich hab's überlebt, falls sich jemand Sorgen um mich gemacht hat.«

»Hab ich nicht.« Meine Schwester schlägt eine Frisuren-Zeitschrift auf. »Keinen interessiert, was du sagst.«

Harper lässt mich nie vergessen, dass ich die unscheinbare Schwester bin. Ich streiche mein kurzes Secondhandkleid glatt, zu dem ich dicke geringelte Strumpfhosen trage, damit man meine Beine nicht sieht. Meine Schwester erzählt jedem Jungen, der an mir interessiert sein könnte, dass ich haarige Knie habe. Ich bin furchtbar schlecht im Rasieren, und sobald ich es versuche, sagt sie Dad,

ich würde mich selbst verletzen. Deswegen bleibt es fürs Erste bei den Ringelstrumpfhosen.

Mein Vater klebt noch ein Jesusbild an die Wand. Hauptberuflich arbeitet er auf einer Bohrinselfabrik, aber nebenbei hat er sich selbst zum Heiler ernannt, und je mehr er säuft, desto mehr sieht er aus wie ein religiöser Spinner. Heute trägt er ein chromglänzendes Kruzifix über einem blauen Fleece-Pullover, in dem sein massiger Oberkörper noch bulliger wirkt. Kein guter Look.

»Äh ... Dad?« Ich hole tief Luft. »Kann ich mal mit dir reden?«

»Jetzt nicht«, sagt er. »Gib mir die Reißnägel.«

Ich gebe ihm die Reißnägel und versuche es noch mal. »Es ist dringend. Wegen meiner ...«

Aber bevor ich das Wort rauskriege, grätscht Harper mir rein. »Dad?«, fängt sie an, »Nell sagt, das Turiner Grabtuch wäre eine Fälschung. Sie hätten eine Karbonuntersuchung gemacht und alles. Aber das stimmt nicht, oder Dad? Das ist doch Jesus' echtes Gesicht?«

»Betet um Zuversicht, Mädchen«, poltert Dad, ohne die Frage zu beantworten, »möge Er seine schützende Hand über euch halten.«

Ich zähle im Stillen bis zehn, um mich zu beruhigen.

Ping. *Hast du's deinem Dad gesagt?*

Dann platze ich raus. »Dad! Ich muss zurück nach England. Heute Abend. Ich muss morgen vorspielen.«

Mein Vater steht wie versteinert auf der Leiter. Das Jesusbild flattert in seiner Hand.

»Bitte«, sage ich. »Es sind nur zwei Tage.«

»Es ist Aschermittwoch«, sagt Dad mit einer Stimme, als wäre Weihnachten dagegen ein Mückenschiss. Aschermittwoch ist der

Anfang von vierzig freudlosen Tagen in unserem Haus. Letztes Jahr hat er sogar das Fernsehkabel durchgeschnitten, weil er mich beim Netflix-Schauen erwischt hat.

»Wir gehen heute in die Kirche, und das ist mein letztes Wort«, sagt er. »Deine Schwester braucht dich.«

»Na gut. Dann nach der Kirche«, flehe ich. »Harper sagt, sie kommt ohne mich zurecht.«

Im gleichen Moment stößt meine Schwester gegen den Nachttisch, und eine Armee von Medizinflaschen rollt klirrend über den Boden.

Harper hat immer genau dann eine Krise, wenn ich etwas möchte. Jetzt krümmt sie sich hustend, und natürlich bin ich sofort bei ihr.

»Gleich geht es dir besser.« Ich lese die Dosierung auf der Tabelle, ziehe eine Spritze auf und verabreiche ihr das Mittel in den Venenkatheter über ihrem Ellbogen. Dann streichele ich ihre Hand, bis der Krampf vorbei ist.

Harper erholt sich gerade von der Chemo, dem letzten Zyklus ihrer Behandlung, aber ihre Haare sind noch nicht nachgewachsen, und sie hat immer noch schlimme Schmerzen von ihrer seltenen Art der Leukämie.

Die Ärzte sagen, sie wird wieder gesund, aber sie muss eine Menge Medikamente nehmen. Wir haben vom Krankenhaus einen speziellen Pager bekommen, der mich automatisch daran erinnert, wann und was ich ihr geben soll. Ich. Nicht Dad.

Ich muss Harper zu jeder Dosis überreden.

Sie hasst Temazepam und den Geruch von Krankenschwestern. Und Dad hasst den Geruch von Krankenhäusern. Was mich zur Wärterin und zur Gefangenen unseres neuen Zuhauses macht.

»Alles in Ordnung, Liebling?«, fragt Dad aus sicherer Entfernung.

»Wasser«, wimmert Harper mit einer Babystimme, die mich auf die Palme bringt.

Dad nimmt ihr Glas. Er zittert und verschüttet Wasser auf ihre alte Barbie-Bettwäsche. Innerlich stöhne ich. Er hat schon wieder getrunken, dabei ist er erst gestern Abend von der Bohrrinsel zurückgekommen.

»Ich hole ein Handtuch«, sagt er und verschwindet im Bad.

»Während der Fastenzeit trinkt er nicht«, flüstere ich. »Ein paar Tage kommt ihr ohne mich zurecht.«

»Das sagst du nur, um dein Gewissen zu beruhigen.«

»Hey. Das ist nicht fair«, sage ich.

»Willkommen in meinem Leben«, schnappt sie zurück.

Dad schreit aus dem Bad. »Kinder! Hier sieht es aus, als wäre jemand geschlachtet worden.«

Mist. Das habe ich ganz vergessen.

»Das ist nur Haarfarbe«, murmele ich.

»Tut mir leid wegen Nells Unordnung«, giftet Harper.

»Unordnung? Das ist ein Blutbad. Das Zeug geht nie wieder raus.«

Dad trägt einen Berg rot gefleckter Handtücher aus dem Bad, als wäre es eine Leiche. »Du treibst mich in den Wahnsinn. Zeig her.«

Unwillig nehme ich die Mütze ab. Eine lange, sprachlose Stille entsteht. Mein Vater macht ein Gesicht, als hätte er noch nie jemanden mit roten Haaren gesehen. Seine Brauen zucken, als sein Tic anfängt. Nicht gut. Ich sehe zu meiner Schwester.

»Unsere Nell will Popstar werden«, sagt Harper gähnend.

»Songwriterin«, seufze ich.

»Immer musst du mir widersprechen.« Sie verdreht die Augen

und sieht zu Dad. »Nell hat sich zum Vorspielen bei dieser schicken Musikschule angemeldet. Dom hat den Flug gebucht und alles. Zu schade. Mit ihren Jammerliedern wird sie an der Brit School bestimmt nicht angenommen.«

Wie so oft habe ich das Gefühl, der Boden gibt unter mir nach.

»Songwriterin?« Dad schnaubt. »Für wen hältst du dich, die neue Amy Winehouse?«

Genau das ist mein Traum.

Mein Display leuchtet auf. Schon wieder Dom. *Warum sagst du es ihm nicht einfach?*

Ich tippe zurück. *Gerade geschehen. Er ist dagegen.*

»Gib mir das verdammte Ding«, schreit Dad. »Hast du es immer noch nicht begriffen? Du bleibst hier. Fertig, aus. So was kommt in der Fastenzeit nicht infrage. Denk zur Abwechslung mal an andere.«

Bevor ich es retten kann, hat er mir das Telefon aus der Hand gerissen.

»Nein, bitte nicht. Nicht mein Telefon.« Ich hasse mich für das Gebettel, aber wenn er mein Handy einkassiert, gibt er es wochenlang nicht zurück. »Das ist nicht fair. Ich schaffe das nicht allein. Wir brauchen eine richtige Krankenschwester. Du kannst mich nicht zur Märtyrerin machen.«

»Du bist wie deine Mutter! Selbstsüchtig und von Ehrgeiz zerfressen.« Dad presst die Lippen zusammen.

Ich wusste, er würde mich nicht ohne Streit gehen lassen, aber ich war nicht darauf vorbereitet, wie weit er geht.

Dad erwähnt meine Mutter sonst nie.

Keiner von uns redet über sie.

Selbstverleugnung war nicht in Mums Gepäck, als sie ging.

Genauso wenig wie ich.

»Harper?« Ich schüttelte meine neuen rot gefärbten Haare. »Komm schon. Du hast es mir versprochen.«

Die Abmachung war, dass Harper sich bei meiner Frisur austobt und ich dafür zum Vorspielen nach London kann.

Aber meine Schwester hält selten ihr Wort. Dad hat recht, ich begreife es einfach nicht. Jetzt nimmt sie das blaue Kopftuch ab und kratzt sich den kahlen Schädel. Mit ihrer Glatze kriegt sie alles von Dad.

Und ich stehe daneben wie eine Egosau, weil ich mehr vom Leben will. Ich starre ihre arme weiße Kopfhaut an und ihr schönes, herzförmiges Gesicht. Meine große Schwester lächelt, aber ihre Augen sind dunkel vor Angst und flehen mich an zu bleiben. Das schreckliche Gefühl legt sich wie ein Krake um meinen Körper. Was ist mit mir?, will ich fragen. Was ist mit meinen Träumen? Aber ich kenne die Antwort. In meiner Familie gibt es kein *ich*.

Es gibt nur *uns*.

Harper und mich.

Wehe, du lässt Harper die Mitleidskarte ausspielen.

Aber es ist keine Mitleidskarte. Es ist Krebs.

Und Krebs ist Trumpf.

Der norwegische Himmel ist eine Freakshow unheimlicher Lichter und seltsamer Geräusche. Und alles spiegelt sich im Fjord. Die Wolken. Die roten Häuser. Und der Preikestolen. Der abgebrochene alte Berg wacht über unser Fischerdorf. Harper und ich trotten zur Kirche, ohne zu reden. Ich bin wütend, weil sie ihr Wort gebrochen hat. Vor uns galoppiert Dad die schmale Fjordstraße hinunter, als wäre die Kirchenpforte die wichtigste Ziellinie der Welt.

Die dunkle Holzkirche kauert schief auf dem nackten Felsen und sieht aus, als hätte van Gogh sie in einem Anfall von Wahnsinn hingeschmiert. Dach und Giebel biegen sich, als hätten sie Schmerzen. Nur der Friedhof ist ganz und gar norwegisch mit ordentlichen weißen Grabsteinen, die sich wie Zähne durch die zum Nøyfjord abfallende Wiese beißen.

»Ich weiß, es ist die einzige katholische Kirche im Umkreis, aber ich will hier echt nicht begraben sein«, sagt meine Schwester. »Hier fressen einen die Fische.«

Ich ziehe ihre Hand durch meine Armbeuge. »Nur über meine Leiche«, tröste ich sie.

Wir gehen weiter. Die Angst um sie verschluckt mich mit einem Happen. Was, wenn die letzte Chemo nicht angeschlagen hat? Was, wenn Harper nicht gesund wird? Der Gedanke übersteigt meine Vorstellungskraft, also sperre ich ihn zu den anderen in die Kammer in meinem Kopf.

Dad hält seine übliche Rede über den Preikestolen, der in der Eiszeit auseinandergebrochen ist und das Dorf seit jeher mit seiner unüberwindlichen Steilwand schützt.

»Schützt?« Harper schnaubt. »In Nøy schließen sie nicht mal die Haustür ab. Könnt ihr euch so was in Manchester vorstellen?«

»Deswegen haben alle hier große Hunde. Oder, Dad?«, frage ich.

Wie aufs Stichwort wirft sich der böse Husky des Pfarrers gegen den Kirchengaun und bellt, als wäre er auf Speed.

Ich bin wie gelähmt. Ich hasse Hunde. Als ich klein war, hat mich mal einer angefallen.

»Atme lauter als deine Gedanken«, predigt Harper. »Auch wenn der Killer-Husky sowieso nicht durch das Tor kommt.«

»Ich weiß. Aber mein Körper hat seinen eigenen Kopf, und der macht sich vor Angst in die Hose.«

»Bete um Mut.« Meine Schwester lacht.

»Das hilft ganz bestimmt«, murmele ich.

Dad bleibt stehen, um mir fehlendes Gottvertrauen vorzuwerfen. Nerv. Nerv. Nerv. Aber Harper zieht mich am Gaun vorbei. Ich sehe sie überrascht an; sie liebt Hunde, und seit ich gebissen wurde, sähe es ihr ähnlich, den Hund rauszulassen, um mir einen Schreck einzujagen.

Harper versucht zwar ein guter Mensch zu sein, aber sie muss sich dafür ziemlich anstrengen. Nettsein ist einfach nicht ihr Ding.

Und ohne Haare ist sie noch fieser geworden. Mein Leben ist kein Märchen, wo Leiden und Güte einhergehen. Harper will Friseurin werden, und es ist echt unfair, dass sie keine Haare hat. Als sie ihr zum ersten Mal ausgefallen sind, habe ich ihr erlaubt, mir auch den Kopf zu rasieren. Für eine bittersüße Weile sahen wir gleich aus. Zwei außerirdische Bowlingkugeln. Aber dann wuchsen meine Haare nach, und das hat mir meine Schwester nie verziehen.

In der Kirche ist es eiskalt. Der Lack im Innern ist cremeweiß vergilbt, und die Bankreihen sind mit Rosemåling bemalt, dem typischen norwegischen Blumenmuster. Eigentlich ist es die hübscheste Kirche, die ich je gesehen habe, wie eine große Puppenstube, mit einem Balkon, der innen um das Kirchenschiff läuft.

Das ganze Dorf drängt sich um meinen Vater und flüstert ihm ins Ohr. Er hat sein altes blaues Gebetbuch dabei und notiert sich ihre Bitten. Ich seufze. Dad ist Laien-Heiler; kein Priester oder so was. Er arbeitet auf einer verdammten Bohrinself. Aber in England schienen seine Gebete den Leuten zu helfen, und unser Pfarrer in Manchester hat mit dem Pfarrer von Nøy telefoniert, und jetzt halten alle Dad für einen Wunderheiler. Und er macht das Theater mit. Ich verstehe nicht, warum er nicht vor Scham tot umfällt. Riechen die Leute seine Schnapsfahne nicht? Ich glaube, es bringt Dad um, dass ausgerechnet bei Harper seine Gebete versagen. Ich habe mein Kruzifix abgelegt; ich weigere mich, an einen Gott zu glauben, der meine Schwester nicht retten will.

Während der Messe soll ich fröhliche Kirchenlieder auf der Orgel spielen. Wie immer träume ich mich weg.

*If you don't trust me
What do you see?
Not me. Not me. Not me ...*

Ich dachte, ich summe die Melodie nur im Kopf, aber Harper tippt mich an. »Du darfst nicht deine eigenen Songs singen«, flüstert sie. »Nicht mehr.« Dann tätschelt sie mir den Kopf, als wollte sie sagen: Nicht traurig sein, wenigstens hast du Haare.

Meine Finger schließen sich um den Reisepass in meiner Tasche, und ich vergesse das Vaterunser, das wir bloß tausendmal am Tag aufsagen müssen.

Dann scheucht Dad uns zum Altar, wo wir das Aschezeichen bekommen. Pater José wirft einen Blick auf den kahlen Kopf meiner Schwester und mein rot gefärbtes Haar. Ich schwöre, er murmelt »gottlose Sünderin« in sich hinein. Ich eine Sünderin? Schön wär's.

Pater José ist auch nicht von hier. In Norwegen müssen katholische Priester importiert werden. Hier gibt es mehr Milliardäre als Katholiken. Und die meisten von uns sind Ausländer. Er malt mir ein Kreuz auf die Stirn – sein trockener Daumen ist widerlich rau auf meiner Haut. Dann hält er mir den Messkelch hin und legt mir die runde weiße Hostie auf die Zunge. »Leib Christi«, sagt er tadelnd, als könnte er meine lästerlichen Gedanken lesen.

»Amen«, antworte ich süß, um ihn zu ärgern.

Die Hostie klebt an meinem Gaumen. Ich sage ein schnelles Gebet für Harper und bitte Jesus, mir den Mut zu schenken, heute Abend ins Flugzeug zu steigen.

Plötzlich strahlt die Sonne durch die Buntglasfenster. Es ist, als würde der Erzengel zum Leben erwachen. Seine großen Flügel blä-

hen sich im goldenen Licht, und das lange Schwert blitzt auf, als er gegen Luzifer antritt, um die Menschheit zu retten. Dads Gesicht leuchtet auf. Mir ist nach Heulen zumute. Es ist so deprimierend zu sehen, wie Dad nach Wundern lechzt.

Harper schiebt die Hand in meine, und ich drücke sie.

»Das ist ein Zeichen«, flüstert sie. »Geh ruhig. Ich schaffe das.«

»Im Ernst?« Ich halte die Luft an, denn das ist wirklich ein Wunder. Sie lässt mich eine Ewigkeit warten, dann lächelt sie.

Meine Schwester strahlt, wenn sie lächelt. Wahrscheinlich wird sie sich monatelang auf diese gute Tat berufen, aber die seltenen Momente, in denen sie für mich eintritt, lassen mich ahnen, wie anders unser Leben sein könnte.

Dann ist die Messe vorbei. Ich hänge mir meinen alten Dora-the-Explorer-Schulranzen über die Schulter und klemme mir das Keyboard unter den Arm. Meine Nackenhaare stellen sich auf, als würde mich jemand beobachten. Das Gefühl habe ich ständig, seit wir hergezogen sind – Harper sagt, ich hätte nicht mehr alle Tassen im Schrank. Ich sehe mich um, aber ich komme mir albern vor, und will mir die Asche von der Stirn wischen.

»Nell, lass es«, schilt Dad. »Reuige Sünder tragen das Zeichen mit Stolz.«

»Dad! Gudrun und die ganze Klasse lachen mich aus. In Norwegen geht keiner in die Kirche!«

Ich gehe zwar erst seit einer Woche in die Vord Skole, aber es reicht, um die Lage zu sondieren, und Gudrun, die blöde Kuh, macht mir jetzt schon das Leben schwer.

»Hör auf, Nell«, sagt mein Vater streng. »Sünder brauchen Schutz. Das Böse wandelt unter uns.«

»Das Böse gibt es gar nicht«, platze ich heraus. »Unsere Psychologie-Lehrerin in Manchester sagt, selbst Psychopathen sind nicht von Grund auf böse. Ihnen fehlt nur Empathie. Sie empfinden kein Mitgefühl oder Schuldgefühle. Nicht wie wir, wenn wir andern das Leben verpfuschen.«

Ich bin mir nicht sicher, ob meine Lehrerin recht hat. Dad und Harper haben auch nie Mitgefühl oder Schuldgefühle, wenn sie mir das Leben versauen, und sie sind keine Psychopathen. Jedenfalls keine diagnostizierten.

»Hör bloß auf mit dem New-Age-Zeug«, poltert Dad zurück. »Natürlich gibt es das Böse. Der Teufel steckt in uns allen und wartet nur auf eine Gelegenheit, uns auf seine Seite zu ziehen.«

Typisch mein Vater. Er betet zu Gott, dabei fürchtet er bloß den Teufel.

Drei Autos müssen auf der schmalen Fjordstraße halten, weil Dad mitten auf dem Asphalt stehen geblieben ist, um seinen Sermon abzulassen. Harper und ich sehen zum Preikestolen hinauf und tun so, als wären wir nicht mit ihm verwandt.

»Verstanden?«, sagt Dad endlich. »Du kannst das Böse nicht erwünschen, nur weil es dir nicht gefällt. Und jetzt versprichst du mir, dass du die Asche auch in der Schule dranlässt.«

»Versprochen«, sage ich folgsam.

Doch statt in die Schule zu gehen, mache ich mich auf den Weg zum Flughafen Bergen.

4

Der Bus rattert durch endlose weiße Tunnel und schaukelt auf unzählige Fähren, um die Fjorde zu überqueren. Ich sitze hinten, starre die grellgrünen Berge an und verhunze einen Song nach dem anderen auf dem Keyboard. Zuerst hat sich meine Flucht verwegen angefühlt, aber ohne mein Telefon ist die Hochstimmung schnell dahin, weil ich Dom nicht Bescheid sagen kann. Harper hat versprochen, Dad bis nach der Schule nichts zu verraten. Trotzdem sehe ich ständig über die Schulter, weil ich Angst habe, Dad überholt den Bus und zerrt mich raus.

Stunden später kommen wir in Bergen an. Wie der Name schon sagt, ist die Stadt von Bergen umgeben und deswegen der regnerischste Ort Europas. Am Hafen stehen die typischen niedlichen rot und gelb gestrichenen Holzhäuser. Der Bus zum Flughafen fährt am Fischmarkt ab. Ich habe mehrere Stunden Zeit.

Unwillkürlich schlendere ich zum Kaufhaus Svad. Die Familie Svad ist in Norwegen allgegenwärtig: Svad-Öl, Svad-Bergbau, Svad-Kaufhäuser – Harry Svad ist ein öffentlichkeitsscheuer Öltcoon, dem ungefähr das ganze Land gehört. Als er noch lebte.

Doch vor Kurzem ist Svads Helikopter verschwunden. In der Schule denken alle, er wäre tot. Das hätten sie wohl gerne. Er ist öffentlichkeitscheu, oder? Ich wette, er ist einfach abgetaucht. Wie ich. Das Kaufhaus ist so groß wie die Fußgängerzone, und die Abteilungen sind durch ein wabenförmiges Netz goldener Rolltreppen verbunden. Ich denke an unser düsteres Haus und trete ein. Einmal will ich spüren, wie sich reich sein anfühlt. Dad wird nie davon erfahren.

Svad ist einer von Dads vielen wunden Punkten. Wir dürfen zu Hause nicht einmal seinen Namen erwähnen. Ich weiß immer noch nicht, warum Dad bei Svad gekündigt hat, obwohl er dort doppelt so viel verdient hat wie jetzt.

Wie auf Autopilot steuere ich die Lebensmittelabteilung an, weil ich Harper eine Freude machen will. Wegen des Krebs ist bei ihr alles durcheinander, und sie würde am liebsten den ganzen Tag Räucherlachs essen. Aber die Preise hier sind eine Unverschämtheit, und es ist sowieso eine blöde Idee. Ich sehe Harper erst in ein paar Tagen wieder. Sofort meldet sich das schlechte Gewissen. Meine Schwester hasst es, wenn Dad ihr die Medikamente gibt.

Konzentrier dich auf die Brit School.

Ich versuche es ja. Ohne Telefon fühlen sich meine Finger verloren an, und ich klopfe den Takt auf eine Packung Lachs. *I don't believe in love*. Die Zeilen drehen sich in meinem Kopf. *That's celebrity hype and lies*. Ist der Song gut genug für die Brit School? Ich weiß es nicht. Früher hat Dom mir die Songs weggenommen, bevor ich sie verschlimmbessern konnte.

Ich gehe im Kreis, lande bei den Schuhen, wo ich ein Paar braune Schnürstiefel bewundere, als eine Frau vom Wachdienst in einer zu engen schwarzen Uniform aus der Lebensmittelabteilung kommt.

»Stopp!«, ruft sie.

Ich drehe mich um, um zu sehen, wen sie meint, und ramme ihr dabei das Keyboard ans Bein.

»*You under arrest*«, bellt sie mich auf Englisch an.

Aus irgendeinem Grund werde ich nie für eine Norwegerin gehalten.

»Wie bitte?«, frage ich.

»Du bist eine Diebin.« Sie packt mich am Arm. »Ich habe gesehen, wie du den Fisch eingesteckt hast.«

»Was? Niemals.«

»Doch!«, beharrt sie und öffnet die Reißverschluss tasche an meinem abgewetzten Keyboard-Koffer.

»Hey, Vorsicht! Das sind meine Sachen.«

»*Nei*. Das ist Eigentum von Svad.« Und dann zieht sie die Packung Räucherlachs heraus, die zwischen meinen zerknitterten Notenhäften steckt. Ich habe keine Ahnung, wie sie da hingekommen ist.

»Hören Sie, es tut mir leid. Das habe ich nicht extra gemacht.«

»Sie ist eine Ladendiebin. Ich habe sie auf frischer Tat ertappt«, erklärt die Wachfrau zu den Kunden, die sich um uns versammelt haben.

»Das stimmt überhaupt nicht«, protestiere ich. »Außerdem habe ich den Laden noch nicht mal verlassen.«

»Wir sind hier bei Svad«, bellt sie. »Wir haben unsere eigenen Regeln.«

Ja, klar. Wenn man reich ist, macht man sich die Gesetze selbst.

»Hören Sie«, flehe ich und drücke mein Keyboard an mich, »ich muss zum Flughafen. Ich wollte nichts klauen. Bitte. Es war wirklich ein Versehen.«

»Nei. Gib mir deinen Namen! Zeig mir deinen Pass. Du bist noch nicht volljährig. Ich rufe deine Eltern an.«

»Das geht nicht. Mein Vater hat mir das Handy weggenommen, und ich weiß unsere neue Nummer nicht auswendig.«

»Er hat die Nummer hier aufgeschrieben.« Sie zeigt mit dem dicken Finger auf einen Zettel in meinem Pass. »Eine Lügnerin bist du also auch. Und eine Diebin.« Sie legt ihre Pranke auf meine Schulter. Panik steigt in mir auf. Alle starren mich an. Missbilligend. Ich senke den Blick. Dad dreht durch, wenn ich den Ruf der Katholiken besudele. Aber die Wachfrau ist ein echter Gorilla, und ich weiß nicht, was ich tun soll.

An der Schuhtheke lehnt ein Typ und macht Fotos von uns. Das hat mir gerade noch gefehlt. Meine Verhaftung live in den sozialen Medien. Die Kassiererin packt gerade ein Paar Babyschuhe für ihn ein. Ich habe keinen Schimmer von Babys, aber er ist der Letzte, dem ich zugetraut hätte, dass er Designer-Babyschuhe kauft. Er wirkt irgendwie intensiv. Dunkel. Ungezähmt. Als wäre er direkt aus der Wildnis gekommen und in seinem blaugrauen Fellmantel in einem Schuhgeschäft gelandet. Ich sehe mich nach dem Filmteam um. Er muss Schauspieler sein oder Model oder so was. Aber er ist allein, und das ist seltsam. Jungs wie er sind nie allein.

Ich zeige ihm den Mittelfinger. Er lässt die Kamera sinken. Und dann starrt er mich an. Grüne Augen. Meer und Glasscherben. Ich will wegsehen, aber je mehr ich mich anstrenge, desto fester starre ich zurück.

Der Rest der Welt verschwindet. Nur er und ich. Wir kleben zusammen, als hingen wir an zwei Seiten einer Druckschleuse. Verdammt.

»Eleanor Mary Lamb!«, sagt die Wachfrau laut genug, dass man es bis zum Mond hört. »Ich verhaftete Sie wegen Diebstahl.«

»Das geht nicht«, japse ich. »Das ist ein Irrtum.«

Der Junge, die Schaulustigen, das grelle Licht, der Lärm, der Schweißgeruch der Wachfrau, alles stürzt auf mich ein.

Ohne mich aus den Augen zu lassen, tippt er mit einem Messingfeuerzeug auf die Babyschuhschachtel. Morse-Code. S.O.S. Harper und ich haben ihn früher an die Wand zu den Nachbarn geklopft, wenn wir aus unserer gestörten Familie gerettet werden mussten.

Der Junge grinst mich an. Dann beugt er sich über die Theke und drückt den Feueralarm. »BRANN!«, ruft er mit tiefer Stimme. »*Alle ut! Brann!*« Seine Stimme hallt durch die Etage und hüllt mich ein. Meine Nackenhaare sträuben sich.

Dann passiert alles gleichzeitig.

Der Feueralarm heult auf. Die Wachfrau zerrt an mir. Ich will mir die Ohren zuhalten, aber sie packt meinen Arm. Ich sehe mich um. Der Junge ist weg. Mein Herz stockt. Die Sirene bohrt sich in mein Gehirn. Die Kunden bewegen sich zu den Treppen. Ganz ruhig. Als hätten sie alle Zeit der Welt. Sie stellen sogar die Einkaufskörbe ab. In Manchester wären alle einfach abgehauen. Aber wir sind hier in Norwegen, und jeder benimmt sich mustergültig. Immer.

»Los«, sagt die Wachfrau. »Zur Treppe.«

Doch im Gang tritt uns der Junge in den Weg, mit ausgebreiteten Armen, und der riesige blaugraue Fellmantel fällt wie ein wehender Umhang an ihm herab. Die Schuhschachtel in einer Hand. Dann ist alles verschwommen. In meinen Ohren rauscht das Blut. Das Licht wird heller. Sein dunkles Haar glänzt wie ein silberner Helm. Er ist mein Schutzengel.

Die Vorstellung ist so absurd, dass ich lachen muss, und dann ist die Vision vorbei, und vor mir steht wieder ein Junge in einem Fellmantel, der ihm viel zu groß ist.

Aber er ruht so in sich, dass alles um ihn herum still wird. Selbst die Wachfrau bleibt stehen, dabei hat sie mich eben noch zur Feuertreppe geschoben. Er tanzt um uns herum, nimmt ihren Arm von meinen Schultern und gibt ihr einen Kuss auf die Wange. Die blöde Kuh wird rot, dabei ist sie alt genug, um in Rente zu gehen.

»Sie sind ein Schatz«, schmeichelt er. »Verirrte Svad-Kundinnen hinauszubegleiten, wenn es brennt? Aber es ist in Ordnung, sie gehört zu mir. Eine Besucherin aus dem Ausland. Ich nehme sie mit. Gehen Sie ruhig und helfen den anderen.«

Was für eine Dreistigkeit. Er lügt noch besser als Harper. Ich kann seinen Akzent nicht einordnen: ganz norwegisch ist er nicht – hier sprechen sie mit einem gurrenden Stakkato, aber seine Stimme ist samtig und weich. Er sieht aus wie ein Spanier oder Russe, aber vielleicht auch nicht.

»Sie gehört zu dir?«, fragt die Wachfrau ungläubig, als könnte sie nicht fassen, dass dieser außergewöhnliche Junge eine wie mich kennt. Dann geht sie, über unhöfliche Ausländer meckernd.

Inzwischen ist die Etage leer, und die Sirene ist verstummt.

Der Junge hält mir die Hand hin. Ich starre sie an. Auf seinen gebräunten Handrücken sind lange weiße Narben zu sehen, aber seine Fingernägel sind sauber und perfekt gefeilt, als hätte er zwei Persönlichkeiten: eine wilde und eine zivilisierte. Ich frage mich, welche Seite gewinnt.

»Komm mit«, sagt er.

Er klingt gleichzeitig jung und alt und irgendwie, als hätte er alles unter Kontrolle.

Ich glaube nicht an Liebe auf den ersten Blick. Wirklich nicht. Insta-Love ist ein verdammtes Märchen. Aber in dem Moment, als meine abgekauten glitzergrünen Fingernägel seine ausgestreckte Hand berühren, habe ich das Gefühl, ich werde von hinten erschossen. In dem Moment stirbt mein altes Ich, und eine neue Nell steigt aus meinem Körper.

Ich bin wie versteinert.

»Wie unhöflich von mir«, sagt er. »Ich Lukas.« Er klopf sich wie Tarzan mit der Faust auf die Brust.

Ich finde meine Stimme wieder. »Du sprichst Englisch wie ein Brite.«

»Du auch. Für eine Nordengländerin.«

»Miau«, sage ich. »Und wo hast du es gelernt?«

»Ich war auf einem englischen Internat«, sagt er. »Aber ich bin auf dem Ulv Fjell aufgewachsen. Das ist Norwegisch für Wolfsberg.« Er versenkt das Kinn in seinem Pelz, als wäre Winter ausgebrochen, und seine Miene wird unendlich traurig.

»Ich bin Nell«, sage ich verzweifelt bemüht, ihn wieder zum Lachen zu bringen.

»Nell?«, fragt er. »Von Eleanor?«

»Ja, so hieß meine Großmutter.«

Er studiert mein Gesicht. »Eleonore, die Königin von Aquitanien«, sagt er. »Sie war vortrefflich. Ihr Name bedeutet ›hell lodern.«

»Wie Luzifer«, sage ich. »Aber ich bin einfach nur Nell.«

Er lächelt. »Nicht für mich.«

Wir bleiben in der Messingdrehtür stecken, gefangen zwischen den Glasscheiben, und lassen uns nicht aus den Augen. Als sich die Feuerwehrleute vorbeischieben, prusten wir gleichzeitig los. Die verschnörkelte Kaufhausfassade ist mit Schnee gepudert. Auf dem Pflaster drängen sich die Kunden in ihren bunten Daunenjacken, und selbst wenn ich gewollt hätte, wäre ich nicht von ihm weggekommen. Zwischen uns knistert die Luft. Lukas atmet mich ein. Ich atme ihn ein.

Sein schwarzes Haar riecht nach Lagerfeuer, Wildnis und teurer Seife. Sein Gesicht kann in einem Moment vor Lachen sprühen, im nächsten werden seine Augen dunkel, als hätte sich eine Wolke vor die Sonne geschoben. Dann zieht die Wolke vorüber, und Lukas strahlt wieder.

Irgendwie wirkt er gleichzeitig reich, und als hätte er seit Wochen nicht gegessen; seine gebräunte Haut spannt über den Wangenknochen, und die grün schimmernden Augen sind von feinen Fältchen umrahmt, als würde er in die Sonne blinzeln oder im hohen Gras nach etwas Ausschau halten.

»Wer geht ohne Mantel, mit einem Keyboard und einer Dora-Schultasche aus dem Haus?«, fragt er schließlich. »Ist das in England cool?«

Ich schlottere vor Kälte wie ein Idiot. »Ziemlich cool. Wolfsmäntel und grübelnde Heathcliff-Typen sind jedenfalls voll letztes Jahrtausend.«

»Heathcliff?« Er schüttelt sich vor Lachen. Ein ansteckendes glucksendes Lachen, es ist unmöglich, nicht mitzulachen. »Dann bist du Cathy!«, sagt er. »Und du scheinst echt auf Fisch zu stehen, wenn du dafür sogar kriminell wirst.« Er schiebt das tropfende Päckchen Räucherlachs in meinen Keyboard-Koffer.

»Halt! Ich habe den Fisch nicht geklaut.« Ich gebe ihm den Lachs zurück. »Ich will nichts von Svad.«

Überrascht sieht er mich an. »Ach ja? Das behaupten nicht viele von sich.« Dann reißt er das Lachs-Paket auf und wirft den nassen Fisch über meinen Kopf hinweg auf den Platz. Seine Gesten sind anmutig und präzise, als wäre er völlig im Einklang mit sich und seiner Umgebung. Er scheint sich in der Welt genauso zu bewegen, wie es ihm passt.

»Tut mir leid, wenn ich undankbar klinge«, sage ich, »aber das war Verschwendung von völlig genießbarem Fisch.«

Lukas grinst. »Schau.«

Plötzlich jagt ein Dobermann über die vereisten Pflastersteine, der ein Mädchen mit Hidschab an der Leine hinter sich herzieht, und schnappt sich den Fisch. Sie hat keine Chance, das Riesenvieh davon abzuhalten, den 200-Kronen-Fisch zu verschlingen.

Ich lache. Versuche es zumindest. »Solche Hunde machen mir eine Heidenangst.«

»Lass es dir bloß nicht anmerken«, sagt Lukas leise, dann pfeift er gellend durch die Zähne.

Der Dobermann zuckt zusammen, rollt sich auf den Rücken und starrt Lukas an. Sein Atem dampft in der kalten Abendluft. Auch das Mädchen blickt Lukas beeindruckt an, als wir auf sie zukommen, und rückt sich den Hidschab zurecht. Doch sie wirkt enttäuscht, als er mit der Kamera, die er aus der Manteltasche gezogen hat, nur Fotos von ihrem Hund macht. Dann sieht sie die Babyschuhschachtel unter seinem Arm, und ihr Blick wandert zu meinem Bauch. Ich habe einen dicken Norwegerpullover über dem Kleid, eigentlich kann sie mich nicht für schwanger halten. Trotzdem werde ich rot und ziehe den Bauch ein. Ich richte den Blick auf die Hennabemalung ihrer Hände.

»Wunderschön«, sage ich, als hätte ich eine Ahnung. »Wie hast du das Muster so fein hingekriegt? Hattest du eine Schablone?«

»Nei. Das mache ich so.« Sie freut sich über mein Interesse. »Wir malen das Muster mit einer braunen Paste, die wir über Nacht trocknen lassen.«

Sie nimmt ein kleines Döschen Hennapaste mit einem winzigen Pinsel aus ihrer Tasche und hält es mir hin. »War bei Svad im Sonderangebot«, sagt sie. »Aber ich brauche keine zwei. Nimm du es.« Ihr Blick wandert wieder zu meinem Bauch. »Für das Baby.«

Am liebsten wäre ich vor Scham im Boden versunken. »Ach, Quatsch. Da ist kein Baby.« Ich hoffe, Lukas hat sie nicht gehört, aber obwohl er uns den Rücken zugewandt hat, könnte ich schwören, dass er in sich reinlacht. Er tut so, als wäre er damit beschäftigt, dem Hund den Bauch zu kraulen.

»Ich sehe eins in eurer Zukunft«, beharrt das Mädchen.

»Danke, du Helseherin, aber ich will kein Baby«, erwidere ich.
»Kinder machen immer alles kaputt.«

Der Dobermann sieht mich grimmig an, als das Mädchen weitergeht, und ich mache ihm hastig Platz. »Ich mache mich dann auch mal auf den Weg«, sage ich zu Lukas. »Ich muss zum Flughafen.«

Aber ich bewege mich nicht.

»Wieso magst du keine Hunde?«, fragt Lukas. Er zeigt mir die Fotos, die er gemacht hat, stellt den Kontrast nach, sodass die gelben Zähne noch schärfer aus dem dunklen Maul hervortreten.

Ich schüttele mich. »Mit zehn hat mir mal ein Schäferhund den Arm zerfleischt.«

»Das tun Wölfe auch, wenn du nicht aufpasst«, sagt er seelenruhig. »In meinem Rudel ist immer einer, vor dem du dich in Acht nehmen musst.«

»In *deinem* Rudel? Ziehst du Wölfe groß?«

»Wölfe haben mich großgezogen«, sagt er lachend.

»Wie bitte?« Ich bin baff. »Und sie haben dich nicht gefressen? Ich dachte, Wölfe wären wilde Killer.«

»Das ist bloß ein Ammenmärchen.« Lukas klemmt sich die Schuh-schachtel unter den Arm, und plötzlich zieht wieder diese Traurigkeit über sein Gesicht, doch sie ist so schnell verschwunden, dass ich fast nichts davon mitbekommen hätte. »Die gängigen Theorien über das Verhalten von Wölfen stammen von einer längst überholten Studie in einem Schweizer Zoo«, erklärt er. »Die Zoologen hatten keine Ahnung, wie Wolfsrudel funktionieren, und sie haben einfach ein paar Wölfe zusammengeworfen. Fremde. Konkurrenten. Zu viele Alphatiere. Natürlich haben sie untereinander gekämpft. Gefan-

genschaft macht aggressiv. Aber in wilden Rudeln herrscht Respekt, keine Gewalt.«

»Und du?«, frage ich. »Du bist aber nicht im Zoo aufgewachsen, oder?«

»Nein.« Lukas lächelt. »Ein Bergarbeiter und seine Frau haben mich als Kind auf dem Ulv Fjell bei den Wölfen gefunden – ich war noch klein und deshalb keine Bedrohung für das Alphatier. Alpha nennt man das Oberhaupt eines Rudels. Wölfe lieben ihre Jungen, und als die Wölfin mich adoptierte, hat mich das ganze Wolfsrudel als einen von ihnen akzeptiert.«

»Oh.« Ich bin sprachlos. Ist das sein Ernst? »Das klingt wie ... ein richtiges ... Märchen.«

»Ja«, sagt er langsam. »So was ist es wahrscheinlich.«

Ich habe das Gefühl, er musste die Geschichte schon tausendmal erzählen. Heimlich beäuge ich seinen fellgefütterten Mantel. Ich trage keinen Pelz, aber der pelzbesetzte Kragen und die Manschetten sehen fürstlich aus, langes blauschwarzes Fell, das in das kurze, seidige Fell des Futters übergeht, und weiches dunkelgraues Wildleder außen.

»Ist das ... ein echter Wolfspelz?« Die Frage ist mir peinlich. Jemand, der Tiere liebt, trägt nicht ihren Pelz, oder doch?

Ich weiß nicht, wie ich die Veränderung in seinen Meerglas-Augen beschreiben soll. Als wäre die Nacht hereingebrochen und hätte alles Schöne und Bunte verschluckt. Ein Zittern läuft durch seinen Körper. Unbewusst. Als wollte er einen Fluch abschütteln, und aus seinen Augen spritzt Verlust und Wut und Hoffnungslosigkeit.

»Es ist ein Wolfsmantel«, sagt Lukas mit Grabesstimme. »Es gibt ihn nur einmal auf der Welt. Er wurde aus dem Pelz meiner Welpen

gemacht. Der Bergmann hat mein Rudel abgeschlachtet und sich den Mantel daraus nähen lassen. Als Trophäe. Er hat ihn mir später gegeben, als mein kleiner Bruder zur Welt kam. Als Geschenk. Ich trage ihn zu Ehren meiner gefallenen Brüder. Ihr Katholiken würdet es Büßergewand nennen, die waren früher auch aus Haar. Still leiden, nie vergessen.«

»Woher weißt du, dass ich katholisch bin?«, frage ich, entsetzt von seiner Geschichte.

Lukas zeigt auf meine Stirn. »Du hast einen dicken schwarzen Fleck auf der Stirn.«

»Asche?« Ich winde mich. »Ich habe meinem Vater versprochen, sie nicht wegzuwischen. Irgendwie schulde ich ihm heute was.«

»Dann lass mich.« Sanft drückt er den Daumen auf meine Stirn.

Meine ganze Welt schrumpft zu einem Punkt. Meine Haut speichert seinen Daumenabdruck. Jeden Wirbel, jede Rille. O Gott. Ich habe ein Problem. Genauso landen Mädchen auf der Sportplatztribüne, wenn ihr Freund Fußball spielt, oder tun so, als fänden sie Formel 1 besser als Netflix.

Aber ich habe keine Zeit für so was. Nein. Nein. Nein. Ich drücke mir das Keyboard ans Herz und versuche mich daran zu erinnern, wie wichtig mir das Vorspielen war. »Ich muss den nächsten Flughafenbus nehmen«, sage ich. »Muss man nicht immer Stunden vorher am Flughafen sein?«

Er lässt die Hand sinken. »Wann geht dein Flug?«

Meine Haut fühlt sich ohne seine Berührung verlassen an. »Irgendwann heute Abend«, stammele ich. »Ich weiß nicht genau.« Ich traue mich nicht auf das Ticket zu sehen. Ein Teil von mir wünscht, ich würde den blöden Flug verpassen.

»Ah.« Er dreht sich auf dem Absatz um. »Komm. Ich kenne eine Abkürzung.«

Lukas schultert meine rosa Tasche und geht mit großen Schritten in Richtung Hafen. Fast muss ich joggen, um mitzuhalten. Passanten sehen zu ihm auf und weichen zurück, als wäre er berühmt. Als mich die Falten seines Wolfsmantels berühren, kribbeln meine Knie vor Glück. Es ist unglaublich, wie ich mich danach sehne, ihn zu berühren. Ich mache Fäuste und bohre die Fingernägel in die Handflächen, aber es hilft nicht. Nichts hilft. Ihn nicht anzusehen, ihn nicht zu berühren ist Folter.

»Du bist also Musikerin«, sagt er über die Schulter.

»Songwriterin.«

»Bist du gut?«

»Das werde ich rausfinden. Ich spiele bei der Brit School vor.«

Er dreht sich um. »Wo?«

»Die Brit School? Die beste Schule für Songwriter. Adele? Katie Melua? Amy Winehouse ... von ihr hast du bestimmt schon mal gehört? Nein?« Ich seufze. »Na ja, jedenfalls muss ich unbedingt heute Abend in dieses Flugzeug steigen. Es ist ein Riesending. Mein Vater ist dagegen, aber wenn ich genommen werde, kriege ich ein Stipendium, und dann kann mein Vater nichts mehr sagen. Musik, ich komme!«

»Das ist dein Leitstern? Ruhm?« Er klingt enttäuscht.

Aus irgendeinem Grund ist es mir wichtig, dass dieser reiche Junge mich versteht. »Nein. Ruhm ist mir völlig egal. Oder Geld. Wenn ich Songs schreibe, fühle ich mich lebendig. Und wenn nicht, dann bin ich irgendwie nicht mehr ich. Ich verschwinde innerlich.«

Halt die Klappe, Nell. Du klingst bescheuert.

Doch Lukas nickt. »Verstehe. Du bist Künstlerin. Du erforschst die Innenwelt. Du würdest deine Songs auch schreiben, wenn sie niemals jemand singen würde?«

Bevor ich antworten kann, biegt er links ab und durchquert einen Park mit einem riesigen Teich. Der Park hat einen norwegischen Namen, der unmöglich auszusprechen ist.

»Und du?«, frage ich nach einer langen Pause schüchtern. »Was willst du mal machen?«

»Ich?«, sagt er nachdenklich. »Ich will meine verschwundene Wölfin Asena finden und werde ein berühmter Wolfsflüsterer und Sorge dafür, dass Wölfe geschützt werden, niemand sie abschießen darf und dass keine Ölfirma den Ulv Fjell ausbeuten darf.«

»Du meinst Svad?«

»Ja – den Halsabschneider!« Er lacht.

Ich kichere und bin froh, dass der Junge kein Fan von Svad ist, und irgendwie kann ich mir vorstellen, dass er sein Ziel erreicht. Er ist bloß ein Junge in einem Wolfsmantel, der mit einem Mädchen in einem leeren Stadtpark steht, aber Lukas ruht in sich, er hat eine solche Zuversicht, dass alles möglich scheint.

Wir folgen der Mauer um den See und bleiben in der Mitte stehen, bewundern die einsame Fontäne. Wir reden und reden, über Gott und die Welt, und ich habe das Gefühl, zwischen uns ist was, das summt und uns mit schillernden Fäden zusammenhält, die so stark sind, dass ich sie körperlich spüren kann.

Es ist verrückt; ich habe es mir nicht ausgesucht, aber unsere Begegnung scheint unausweichlich gewesen zu sein. Er ist, was Harper eine alte Seele nennt. Ich habe das Gefühl, wir wären uns schon einmal begegnet. Viele Male. Und doch nie genug.

Irgendwann sieht er mich an. »Glaubst du an *Coup de foudre*?«

»Wie bitte?« Aber ich weiß genau, was er sagen will.

»Der französische Ausdruck für Blitzeinschlag. Liebe auf den ersten Blick?«, sagt Lukas, als wüsste er nicht, dass Jungs so etwas niemals zu Mädchen sagen, die sie gerade erst kennengelernt haben.

»*Coup de foudre*?« Ich versuche zu lachen. »Nein. Insta-Love gehört für mich ins Reich der Zahnfee und der sieben Zwerge. Ein kosmischer Witz.«

Lukas starrt mich nur an. »Oha. Und ich dachte, *ich* wäre verrückt. Liebe ein kosmischer Witz?«

Ich winde mich. »Ja. Immer der Falsche. Mein bester Freund verliebt sich einmal im Monat. Es endet immer in Tränen. Jedes Mal.«

»Und das hier?« Lukas berührt meine Hand.

Ein Hyper-Schauer läuft durch meinen Körper, und ein seltsam erschrockener Ausdruck gleitet über sein Gesicht, als wäre er genauso wenig scharf auf Komplikationen wie ich.

»Und wie nennst du das, was zwischen uns ist?«, fragt er.

Ich suche nach Worten. »Na ja. Chemie, schätze ich.«

Genau. Funkenregen und nichts dahinter. Darüber streite ich immer mit Harper. Liebe ist bescheuert. Aber wie kommt es, dass ich mindestens so verwirrt bin, wie Lukas aussieht?

»Sag bloß, du glaubst nicht an Hexen und Zwerge.«

O Gott, witzig ist er auch noch. Schlaue. Unberechenbar.

»Mein bester Freund ist ein Zwerg«, gebe ich zurück und versuche die Miene nicht zu verziehen.

Lachend wendet er sich ab, und die Spannung löst sich auf. Unwillkürlich grinse ich und summe *Coup de foudre* vor mich hin. Wir schlendern aus dem Park in die lärmende Strömungen.

»Sieh nur, es schneit!« Ich strecke die Hand nach den winzigen Schneekristallen aus, die im Schein der Straßenlaternen tanzen.

»Wir sind hier in Norwegen«, sagt Lukas ungerührt.

Meine Wangen werden heiß. »Das gibt's nicht. Zu alt für Schnee? Wie alt bist du eigentlich?«

»Siebzehn oder so.« Er zuckt die Schultern. »Als die Bergleute mich fanden, wusste niemand, wie alt ich bin. Sie waren reich. Ein hungriges Maul mehr spielte keine Rolle.«

»Reiche Leute nehmen Findelkind auf? Wie süß.« Ich lache.

Lukas wird blass. »Sie sind tot.«

O Gott.

Er stürmt die Strømgaten hinunter. Ich laufe ihm hinterher, entschuldige mich, frage, was passiert sei, aber der Verkehr ist zu laut. Ich könnte mich für meine Taktlosigkeit ohrfeigen und schwöre mir, es wiedergutzumachen. Aber wir haben keine Zeit. Als wir zum Busbahnhof stürzen, fährt der blau-weiße Flughafenbus gerade am anderen Ende los.

»Ich habe ihn verpasst!« Auch das noch.

»Schnell«, ruft Lukas. »Es gibt noch eine Haltestelle, wo die Hotelgäste zusteigen.«

Wir rasen durch den Busbahnhof, springen über Koffer und schlängeln uns durch die Touristen. Der Schnee wird dichter, und Lukas nimmt eine Abkürzung durch das Gran Terminus Hotel und zum Hinterausgang wieder hinaus. Ich entdecke den Flughafenbus, aber er ist auf der anderen Straßenseite, und inzwischen schneit es heftiger. »Es tut mir echt leid«, sage ich. »Ich wusste nicht, dass deine Eltern tot sind.«

Er sieht mich durchdringend an. »Entschuldigung angenom-

men«, sagt er. »Komm. Ich habe versprochen, dass ich dich in den Bus setze.«

Er läuft mitten in den Verkehr. Bremsen quietschen, Schnee stiebt auf. Ich blinzele Schneeflocken weg, und als ich wieder sehen kann, steht Lukas in seinem Wolfsmantel in der Mitte der Busspur. Eine prächtige winterliche Vogelscheuche, die mit ausgebreiteten Armen den Bus aufhält, während die Touristen an Bord jubeln, als hätte er auf dem Tiananmen-Platz einen Panzer gestoppt.

Ich renne über die nasse Straße. Bevor ich weiß, was los ist, hat Lukas mich in den Bus geschoben. Er drückt mir einen Zettel in die Hand, aber der Busfahrer sieht mich wütend an, weil ich meine Fahrkarte nicht finde, und ich habe keine Zeit zum Verabschieden.

Schmatzend schließt sich die Bustür. Im letzten Moment kommt meine Dora-Tasche hereingeflogen und fällt mir zu Füßen. Dann dreht sich Lukas um und ist mit flatterndem Wolfsmantel in der Dunkelheit verschwunden. Sein Verlust trifft mich wie ein elektrischer Schlag.

Ich falte den Zettel auseinander. Auf einem Fetzen dickem creme-farbenem Papier ist die flüchtige Zeichnung eines heulenden Wolfs zu sehen.

Unwillkürlich strahle ich.

Der Flughafenbus ordnet sich in den Berufsverkehr ein.

»*Billet?*«, brummt der Fahrer.

Aber ich bin so glücklich, dass ich ihn küssen könnte. »Kommt sofort.«

Ich klemme mir das Keyboard zwischen die Knie und suche meine Taschen nach dem Geldbeutel ab. Dann sehe ich in der Dora-Tasche

nach. Langsam werde ich nervös und leere den Inhalt der Tasche auf den nassen Busboden aus.

»*Billett?*«, fragt der Fahrer noch unfreundlicher.

»Ja, ja.« Mit zitternden Händen gehe ich noch einmal mein ganzes Hab und Gut durch.

Aber mein Geldbeutel mit meinem Pass und dem Flugticket ist weg.

6



Als das Licht aus dem Himmel weicht, dünnt die Menge auf dem Torgallmenningen aus. Er verbrennt ihren britischen Pass, Seite für Seite, lässt das Feuerzeug züngeln, bis das Hologramm ihres Fotos zu Schlacke schmilzt. An den Flug, den sie versäumt, verschwendet er keinen Gedanken.

Zwei Stunden später lehnt er an seiner Ducati und macht Fotos von ihr, wie sie mit den Fäusten gegen die Kaufhaustür hämmert, aber nach Feierabend öffnet der Nachtwächter keinem, der kein Geld hat, und er hat dafür gesorgt, dass sie keines hat. Auf den Keyboardkoffer rieselt der Schnee. Er sieht zu, mit welcher Verzweiflung sie dagegen kämpft, dass es nass wird. Sie ist für das norwegische Wetter nicht ausgerüstet. Heute Regen. Morgen Schnee. Und dann eine Hitzewelle. Nicht dein Problem, sagt die kalte Stimme in seinem Kopf. Er nickt. Trotzdem kann er den Blick nicht von ihr loseisen.

Sie ist nicht schön, aber voller Emotionen. Zweifel. Wut. Verlust. Er kennt diese Gefühle. Irgendwann gibt sie auf, und drückt die Stirn gegen die Schaufensterscheibe. Er betrachtet die Spiegelung ihres roten Haars, die Angst in ihrem englischen Stadt-Gesicht.

Das hat seinem Rudel am meisten Spaß gemacht: zu beobachten, wie die Beute unter Druck reagiert. Wie leicht gibt sie auf?

Plötzlich blickt sie sich um und starrt in seine Richtung. Wie eine Katze, die weiß, dass sie beobachtet wird. Aber er steht im Schatten, sie kann ihn nicht sehen.

Dann nimmt sie das Keyboard heraus. Er lächelt.

Sie leert eine Blechdose mit Bleistiften aus, stellt sie vor sich auf eine Stufe und beginnt eine Ballade, mit gesenktem Kopf, als spielte sie nur für sich. Er tippt mit dem Feuerzeug an sein Motorrad. In der herzlosen Nacht bleibt sie unbeachtet. Niemanden kümmert eine verlorene Sängerin. Norwegen hat für Ausländer nichts übrig. Niemand wird sie retten.

Als hätte sie seine Gedanken gehört, richtet sie sich plötzlich auf und schüttelt sich den Schnee aus dem kurzen Pferdeschwanz. Sie hebt das Kinn, und dann singt sie, als meinte sie es ernst. *»I don't believe in true love. That's celebrity hype and lies.«*

Ihre raue Stimme klingt aufrichtig, echt. Er ist fasziniert. Auf einmal ist sie ein ganz anderer Mensch. Eine Kämpferin. Ihr Song passt zur Nacht, ein richtiges Wolfsgeheul.

»I won't believe in love.«

Dann nähern sich drei Junkies der Treppe. Der Dürre mit der Holzfällerjacke packt sie am Arm, und sie schreit ihn erschrocken an: *»Wehe. Ich hatte einen echt beschissenen Tag.«*

Er lacht über ihr Temperament, wirft das Messingfeuerzeug in die Luft und ist gespannt, auf welcher Seite es landet. Kopf, ich rette sie – Zahl, ich lasse es bleiben. Die Seite mit dem Wolfskratzer liegt oben. *Zahl.*

Die Junkies kreisen sie ein, drei zugehörnte, kichernde Polar-

füchse, die sich Chancen ausrechnen. Er beobachtet, wie ihr bewusst wird, in welcher Gefahr sie schwebt. Sie packt ihr Keyboard und geht in Angriffsstellung. Lieber zerstört sie ihr Instrument, als es ihnen zu überlassen.

Er wirft das Feuerzeug noch ein paarmal hoch, bis endlich die Seite mit der Gravur *H. S.* oben liegt.

Kopf.

Dann knattert er mit der Ducati über den Torgallmenningen, ohne die »Fußgänger«-Schilder zu beachten. Die Junkies rennen erschrocken in Richtung Fischmarkt davon.

»Brauchst du eine Mitfahrgelegenheit?«

Er hält ihr die Hand hin: sanft, gütig, geduldig – als würde er einen verwaisten Welpen streicheln. Das Mädchen hält ihr Keyboard fest, und ihr Lächeln haut ihn um. So hat ihn schon lange keiner mehr angestrahlt.

»Und ich dachte, Norwegen wäre das sicherste Land der Welt«, sagt sie.

Nicht für ihn. Er spürt, dass sie sein Tod sein wird.

Das Motorrad röhrt durch weiße Tunnel und nimmt Haarnadelkurven, ohne langsamer zu werden. Die dunklen Berge fliegen vorbei. Mit vor Angst halb geschlossenen Lidern lecke ich mir den Schnee vom Gesicht und lausche dem Gesang der Reifen auf der nassen Fahrbahn. Eng an Lukas' warmen Rücken gedrückt, die tauben Arme um seine Taille, spüre ich den Rausch von Gefahr, Geschwindigkeit und Nervenkitzel. Lukas scheint zu mir zu gehören wie mein Atem.

Nur das vom Fahrtwind gebeutelte Keyboard auf meinem Rücken erinnert mich an das, was ich verloren habe. Meinen Pass. Meinen Flug. Den Auftritt meines Lebens.

Als wir Nøy erreichen, endet das Schneegestöber plötzlich und am Ende der Dorfstraße taucht unser gelbes Häuschen hinter dem Himbeergestrüpp auf wie herbeigezaubert.

Ich bitte Lukas, mich an der Kirche abzusetzen. Dad darf nicht wissen, dass ich mit einem Jungen auf einem Motorrad unterwegs bin. Steif gefroren steige ich von der Ducati, doch jede Zelle meines Körpers summt. Lukas begleitet mich bis zu unserer Einfahrt. Ich

wollte nicht, dass er sieht, wie wir leben, in diesem heruntergekommenen Hexenhaus am Ende der Welt, aber er besteht darauf, mich zur Tür zu bringen.

»Sie können dich nicht in diesem Hasenstall halten.« Er berührt meine kalten Hände. »Komm, wir fahren einfach weiter. Wir könnten auf dem Ulv Fjell leben. Wo sie mich bei den Wölfen gefunden haben. Die Weite würde dir gefallen. Es gibt keinen schöneren Ort auf der Welt.«

»Ich bei den Wölfen?« Ich muss grinsen.

Lukas schlägt den Kragen seines Wolfsmantels hoch. »Ich habe noch nie jemanden dorthin gebracht. Willst du nicht wissen, wie ich gelebt habe? Bevor ich von den Menschen verschleppt wurde?«

Er hält mir die Hand hin. Nichts würde ich lieber tun, aber dann fällt mir ein, wer ich bin. »Ich kann nicht«, murmele ich. »Meine Schwester braucht mich. Ich muss ihr die Medikamente geben. Ich bin für sie verantwortlich.«

»Sie denken doch, du wärst in Manchester. Bevor sie was merken, bist du zurück.«

»Woher weißt du ...?«, will ich fragen, aber dann lässt das Leuchten in seinen Meerglasaugen nach, und ich muss mich bremsen, bevor ich ihm die Welt verspreche, damit es wieder aufleuchtet. »Ich kann nicht. Tut mir leid. Meine Familie kriegt immer alles raus. Sie würden mich nie mit einem fremden Jungen wegfahren lassen. Und wahrscheinlich haben sie recht.«

Er sieht so enttäuscht aus, dass ich fast lachen muss.

»Na gut«, sagt er, »dann lernen wir uns eben vorher kennen. Treffen wir uns morgen früh am Fuß des Preikestolen? Wir wandern hoch. Dann zeige ich dir mein Norwegen, Nell Lamb.«

»Einverstanden.« Ich mache einen Knicks in meinem nassen Kleid. »Ich bringe das Picknick mit. Es wäre unhöflich, mich nicht richtig zu bedanken.«

Er jauchzt und springt in die Luft. »Wir haben ein Rendezvous. In der Morgendämmerung. Am Preikestolen.«

»Pst«, flüstere ich und sehe über die Schulter.

Und mit einem Lächeln tritt Lukas ab.

Das Hexenhaus knarrt, als ich durch die Hintertür trete. Ich will ins Bett, bevor Dad mit seiner Morgenandacht beginnt. Aber er sitzt im Dunkeln am Küchentisch, den Kopf auf den Armen, einen Plastikrosenkranz um die Finger gewickelt. Sein unruhiges Schnarchen klingt, als würde er im Schlaf weinen. Dann gehe ich auf Zehenspitzen um Dad herum, schleiche in nassen Strumpfhosen die Treppe hinauf und die drei Stufen zu Harpers Zimmer hinunter.

Es ist zu still.

Ich knipse das Licht an. Die Wände rücken zusammen. Vierzig Paar braune Jesusaugen starren mich von vierzig Grabtüchern an. Harpers Bett ist leer. Ich muss mich an der Tür festhalten.

Sie hat mich angefleht, nicht zu gehen.

Ich rüttele meinen Vater wach, immer noch in meinen nassen Kleidern. »Wo ist sie?«

Dad sieht so elend aus, dass ich ihn umarme, und ich spüre sein Herz in seinem fassförmigen Brustkorb poltern. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich größer bin als er. Er erwidert die Umarmung, nur einen Moment, einen wunderschönen Moment, trotz seiner Fahne. Wir tun so was nie. Bei uns kriegt Harper alle Umarmungen.

»Sie ist im Voss-Krankenhaus«, sagt Dad. »Irgendwas war mit ih-

ren Medikamenten – ich weiß nicht was ... aber jetzt ist sie außer Gefahr.«

»Aber das gab es doch seit Ewigkeiten nicht mehr. Es tut mir leid. Es tut mir so leid.« Ich brabbele. Egal wie oft Harper schon im Krankenhaus war, jedes Mal ist eine Qual. Wir wissen nie, wann ihre Zeit gekommen ist. Dieses Mal. Nächstes Mal. Oder übernächstes.

Der Gedanke ist so schlimm, dass ich nichts mehr sage. Aber Dad, er dreht durch. Er brüllt herum, wegen meines Egoismus im Allgemeinen. Es dauert eine Weile, bis ich es begreife.

Er weiß überhaupt nicht, dass ich weggelaufen bin.

Harper muss es wirklich schlecht gehen, wenn sie ihm nichts erzählt hat, und ich fühle mich so mies, dass mir schwindelig wird.

»Ich sollte bei ihr sein«, sagt Dad.

Ja. Solltest du.

Aber wir wissen beide, dass Dad es im Krankenhaus nicht aushält. Er hat mich als Entschuldigung vorgeschoben, damit er gehen kann, und dann hat er sich volllaufen lassen, um zu vergessen.

»Wo zum Teufel warst du überhaupt?«, fragt er. »Hast du Drogen genommen? Du siehst so ... so *glücklich* aus.«

Dad spuckt das Wort aus, als wäre Glücklichein eine Schande.

Glücklich?

Ja, das war ich. Bis ich nach Hause gekommen bin.

»Und du hast gesagt, du trinkst nicht mehr«, murmele ich. »Vor allem nicht, wenn du fährst.«

»Habe ich nicht.« Dad sieht mich entrüstet an. »Der Rig-Chopper ist dem Notarzt nachgeflogen.«

Die Bohrinself-Crews benutzen die Helikopter wie Taxis, um bei jedem Wetter zu den Bohrinseln und wieder wegzukommen.

Ich seufze. »Wir brauchen Hilfe. Du hast Krankenhäuser und ich bin nicht Florence Nightingale. Harper braucht eine Pflegekraft. Du lässt zu, dass sie völlig von mir abhängig ist. Ich kann nicht immer für sie da sein.«

»Nicht jetzt, Nell.« Dad presst die Lippen zusammen.

»Was ist mit mir? Was ist mit meinem Leben?«

Doch es hat keinen Sinn. Neben Harper ist mein Leben völlig bedeutungslos. Ich habe ein schlechtes Gewissen, dass ich überhaupt daran denke. Die nächsten Tage werden die Hölle. Wir müssen warten, bis sie im Krankenhaus die Medikamente neu eingestellt haben, damit wir mit einem neuen Behandlungsplan anfangen können. Dad darf nie erfahren, dass ich mit einem Jungen unterwegs war. In unserem Haus herrscht ein ungeschriebenes Gesetz. Keine Jungs, bis Harper wieder gesund ist. Doch Lukas ist in meinem Kopf, er lacht und sagt, er wäre zu schnell, um sich erwischen zu lassen.

Unwillkürlich lächele ich.

»Du bist genau wie deine Mutter!«, knurrt mein Vater. »Egoistisch. Hässlich!«

Der Schlag trifft mich so unerwartet, dass ich rückwärts durch die Küche fliege und mit den Rippen gegen die Spüle krache. Ich halte mich am Wasserhahn fest, warte, bis der Schwindel nachlässt, und spucke hellrotes Blut auf das schmutzige Geschirr. Mir ist kotzübel, aber mein einziger Gedanke ist: Ich bin diejenige, die den Dreck wieder wegmacht.

»Siehst du, wozu du mich bringst?«, donnert mein Vater.

Das Schrillen in meinen Ohren wird immer lauter, bis ich nicht mehr da bin, bis ich ein Staubkorn bin, im Deckenbalken verschwinde und mir einbilden kann, das passiert jemand anderem.

Alles ist meine Schuld. Ich bin egoistisch. Es ist meine Schuld. Ich bin hässlich. Ich mache immer nur Ärger. Ärger. Ärger. Und plötzlich sehe ich alles glasklar. *Deswegen ist meine Mutter abgehauen.* Sie hat mich nicht mehr ertragen. Jetzt ergibt alles einen Sinn. Harper sagt immer, ich würde nicht hinhören, würde nicht die Musik hinter den Worten hören.

Als die dröhnenden Bässe in meinen Ohren verstummen, wische ich mir den Mund ab und sehe meinen Vater an. Seine Lippen bewegen sich. Er bittet um Vergebung. Aber nicht mich. Sondern Jesus.

Am liebsten hätte ich geschrien und das Geschirr zertrümmert. Wenn Harper da ist, schlägt mein Vater mich nie. Und Harper schlägt er sowieso nicht. Oder würde er es wagen? Wenn ich nicht da wäre? Würde er dann seinen Frust an ihr auslassen? Damit könnte ich nicht leben. Harper braucht uns.

Und dann spult sich das Band in meinem Kopf wieder ab; Dad wollte mich nicht schlagen, es hat erst angefangen, seit Harper krank ist. Es ist die Sorge und der Alkohol. Er kennt seine eigene Stärke nicht.

Morgen erinnert er sich nicht mehr daran.

Morgen ist er wieder der fromme Heiler.

Ich wünschte, ich hätte auch solche Blackouts und könnte alles vergessen.

8



Er verbringt die Nacht auf dem Preikestolen, wartet auf die Dämmerung, auf sie. Wenn er flach auf dem Bauch am Klippenrand liegt, sieht er die kleine gelbe Hütte im Schatten außerhalb des Fischerdorfs. Hier oben ist der Nøyfjord schmal, aber er kann dem langen schwarzen Band des Meerwassers bis zum majestätischen Sognefjord folgen. Der Fjord ist zweihundert Meter tief. Hinter dem Sognefjord sieht er die Lichter, die gezackte Küstenlinie, eine Meeresuppe aus grauen Robben, zerklüftetem Gestein und kargen Inseln.

Doch er blickt nicht zum seichten Wasser am Fuß der senkrechten Steilwand hinunter. Es ist nicht der schwindelerregende, tödliche Abgrund zum Fjord, der ihn abschreckt. Es ist das, was sich unter der Oberfläche verbirgt. Dann kriecht er zurück, stöhnend, zündet sich die nächste Zigarette an und rollt Svads Feuerzeug zwischen den Fingern.

Aber er kann die Flashbacks nicht verhindern.

Am schlimmsten sind die Geräusche. Das gedämpfte *wapp, wapp, wapp* der Rotorblätter, die Verrat in sein Herz schneiden.

Hass. Hass. Hass. Liebe. Hass. Hass. Hass. Liebe.

Der Helikopter, der zwischen den senkrechten grünen Klippen zum Fjord trudelt. Metall, das auf Wasser trifft. Keine Häuser. Keine Boote. Keine Zeugen. Nur violette Wolken und Möwen.

Einen Atemzug lang, eine Ewigkeit, gleiten die Stahlkufen über das Wasser, balancieren auf der Oberfläche. Eine mechanische Libelle. Bevor sie in die Tiefe sinken.

Stille.

Dann hört er wieder den Schrei. Das unsägliche Grauen, als das eisige Wasser das Cockpit flutet.

Zwei Tage in einem norwegischen Krankenhaus. Ich schlafe auf dem Boden vor Harpers Bett, kritzle Wölfe in mein Tagebuch, warte auf die Ergebnisse der Tests. Mein Kopf und mein Herz sind völlig durcheinander und zerren in entgegengesetzte Richtungen. Ich war nicht am Preikestolen. Lukas wird glauben, er bedeutet mir nichts. Ich war nicht am Flughafen, wo ich mit Dom verabredet war. Dad hat mein Telefon konfisziert, und ich kann meinem besten Freund nicht mal Bescheid sagen, was los ist. Ich schreibe einen Song in mein Tagebuch.

It's sunny.

I'm grounded.

Story of my life.

Mir ist nach Heulen zumute, aber ich muss stark sein, für Harper. Dad trinkt wieder. Warum ist er so schrecklich, seit wir in Norwegen sind?

Als Harper aufwacht, ist sie so froh, mich zu sehen, dass mir ganz

flau im Magen wird. Ich sitze an ihrem Bett, lausche dem Zischen der Geräte und Pumpen, traue mich kaum, meiner Schwester in die Augen zu sehen.

Sie ist ganz blass, und unter ihrer kahlen Kopfhaut pulsieren blaue Venen. Sie drückt meine Hand. »Bring mich heim, Nell«, flüstert sie.

»Ja, klar. Bald.«

»Ich musste Dad nichts sagen.« Sie gähnt. »Ich wusste, dass du mich nicht im Stich lässt.«

Ich verstecke mich hinter meinem rot gefärbten Haar und decke sie zu. »Schlechtes Gewissen« beschreibt das beschissene Gefühl nicht mal ansatzweise. »Ich gehe nie wieder fort«, sage ich. »Aber du musst mir versprechen, dass du gesund wirst.«

Ich beobachte die Ärzte, die draußen auf dem Flur zusammenstehen. Mein Magen verknotet sich. Wir sind hier im Internationalen Zentrum für Epigenetik. Der Erforschung der Gene. Wie sie sich ein- und ausschalten. Denn in unserem Körper ist nichts festgelegt. Ich habe das gleiche Krebs-Gen wie Harper, nur dass meins nicht aktiv ist.

Deswegen wollen die norwegischen Spezialisten meine Gene dazu bringen, die meiner Schwester lahmzulegen. Was für eine Vorstellung: Wenn sie ihr Krebs-Gen deaktivieren könnten, wäre meine Schwester für immer geheilt.

Genau so ein Wunder brauchen wir. Dad und ich begreifen zwar nicht ganz, wie Epigenetik funktioniert, aber die Spezialisten sagen, es sei unsere einzige Chance bei Harpers atypischer Leukämie.

Dann kommen sie rein und stellen mir endlose Fragen. Als wäre es mein Fehler, dass Harper so schlecht auf ihre Medikamente reagiert. Die Krebs-Schwester bläut mir das neue Protokoll ein, und

die Ärzte sehen mich mit einer Miene an, als glaubten sie nicht, dass ich in der Lage wäre, den Anweisungen des Krankenhaus-Pagers zu folgen, geschweige denn meiner Schwester Injektionen zu verabreichen.

Ich kann selbst nicht fassen, dass ich genau das seit Jahren tue.

»Wir würden gern eine Krankenschwester engagieren, die sie zu Hause betreut.« Der Oberarzt sieht mich durchdringend an, und mir fällt auf, dass ich zu lange geschwiegen habe. »Eine Fachkraft kann sich besser um deine Schwester kümmern. Das ist sicherer. Jemand, der für die Pflege von Krebspatienten ausgebildet ist.«

Harper zupft an dem Pflaster, mit dem ihr Venenzugang befestigt ist. Ich spüre das Durcheinander ihrer Gedanken. Sie erträgt die Anwesenheit Fremder nicht.

»Nein«, sage ich. »Ich schaffe das schon. Egal was ich tun muss.«

»Es geht nicht.« Der Arzt sieht mich streng an. »Du bist ein Kind. Du kannst dich nicht um die Medikamentierung deiner Schwester kümmern. Wir schicken eine Pflegekraft oder dein Vater muss es übernehmen.«

»Na gut«, schwindele ich. »Dann macht es mein Vater. Nicht wahr, Dad?«

Mein Vater sieht mich panisch an. Seine Hände zittern.

Hat er ihr gestern Abend die falsche Dosierung verabreicht?

Unser Arzt sieht besorgt aus, und dann spricht er auf Norwegisch mit dem Genetiker.

Ich halte die Luft an. Jetzt geht es um alles. Deswegen sind wir nach Norwegen gezogen.

»Tut mir leid, Eleanor«, sagt der Genetiker. »Der Versuch hat nicht funktioniert.«

Kein Small Talk. Keine Floskeln. Eine nüchterne Feststellung. Ich habe versagt.

Ich sehe Harper an und schreie innerlich. Sie ist meine Schwester. Ich bin ihre Schwester. Ich bin ihre einzige Hoffnung.

Dad vergräbt das Gesicht in den Händen.

Harper rappelt sich im Bett hoch. »Was ist los?«

Dad kann nicht sprechen. *Er wird mir nie verzeihen, dass ich meine Schwester nicht retten kann.*

»Sie sagen«, sage ich heiser, »sie sagen, ich kann dir nicht helfen.«

Ihre Augen werden riesig, flehen mich an, etwas zu tun, sie da rauszuholen. »Natürlich kannst du mir helfen«, flüstert sie voller Angst.

»Nein. Und sie wollen uns eine Krankenschwester schicken.«

Meine Schwester ist so schön, dass es wehtut, mit ihren zarten Vogelknochen und Dads geschwungenen Lippen. Ich bin groß und trampelig und musikalisch. Ich komme nach meiner Mutter. Nehme ich an.

Harper hält die Luft an. Und dann schreit sie los: »Ich hasse dich, Nell Lamb. Ich hasse dich. Geh weg. Verschwinde endlich. Warum machst du immer alles kaputt?«

Ich drehe mich um und laufe – raus aus der Krebsstation, durch lange, makellos grüne Korridore, bis ich irgendwann in einem Aufenthaltsraum mit Blick auf den Fichtenwald stehe. Schläfrige Patienten beobachten mich gleichgültig. Anscheinend sind sie hysterische Angehörige gewohnt.

Ich höre Stimmen hinter mir und reiße einen Wandschrank auf, in dem ich mich verstecke. Dort kauere ich neben dem Defibrillator, der mein Herz nicht ins Leben zurückschocken könnte.

Ich lausche meiner eigenen Musik und tue so, als würde das alles nicht mir passieren. Die quälenden Fragen sperre ich in die Kammer in meinem Kopf. Und werfe den Schlüssel weg.

Als ich zurückkomme, liegt Harpers Bett im Dunkeln. Sie schläft. Die Ärzte sind weg. Ich nehme ihre Hand und betrachte ihre Finger. Sie sind schmal und zart und halb so groß wie meine.

Und dann tue ich, was ich immer tue, wenn es ihr schlecht geht; ich opfere etwas, um sie hierbehalten zu können, auf der Erde, bei mir. Ich darf sie nicht verlieren. Das Opfer muss groß sein und wehtun. Es muss die Sache sein, die mir am liebsten ist, sonst würde Gott nicht auf mich hören. Er ist ein habgieriger alter Mann.

Ich öffne den Dora-Ranzen und nehme die Bewerbung für die Brit School heraus.

Was habe ich mir bloß gedacht? Ich? An so einer Schule? Ich kann nicht nach London ziehen. Ich zerreiße die Bewerbung in winzige Fetzen, die ich im Kreis um mich verteile, dann schiebe ich sie mit dem Fuß unter Harpers Bett.

Mein Vater hat ein Bild von Jesus auf dem Grabtuch über ihr Bett gehängt, das meine Schwester beschützen soll.

»Bist du jetzt zufrieden?«, frage ich Jesus. »Dann gib sie mir bitte wieder her!«

Aber so leicht macht er es mir nicht.

Lukas.

Seine Stimme dröhnt in meinem Kopf.

Ich ziehe die zerknitterte Wolfsskizze heraus, betrachte sie, streiche sie glatt. Ich hatte recht. Die Liebe ist ein kosmischer Witz. Harpers armer nackter Schädel ist glatt wie eine Elfenbeinkugel im

kalten Krankenhauslicht. Meine Füße schlurften über den spiegelnden grünen Boden. Ich trete auf das Pedal der Giftmülltonne. Langsam geht der Deckel auf. Ich denke an all die benutzten Kanülen, Spritzen und Wundverbände, die da unten liegen, und dann versuche ich die Wolfszeichnung wegzuwerfen. Aber meine Hand lässt einfach nicht los.